

Für eine Zukunft
mit Kindern

Familie haben alle

Wolfgang Huber

Jeder Mensch hat Vater und Mutter, auch dann, wenn er nur mit einem Elternteil oder sogar als Waise aufwächst. Mit seiner Herkunftsfamilie bleibt auch derjenige verbunden, der keine eigene Familie gründet. Der Satz, Familie sei dort, wo Kinder sind, führt, solange er alleine steht, in die Irre. Er rückt nur die Nachkommen in den Blick. Er macht damit die familienlos, die keine Nachkommen haben.

Doch das Leben ist vielgestaltiger. Auch wer als Single lebt, lebt in einem Familienverbund. Er hat Vorfahren. Jeder Mensch ist zunächst Kind. Jeder entstammt einer Familie. Seinen Eltern – wie auch immer sich das Eltern-Kind-Verhältnis geschichtlich ausgestaltet hat – „verdankt“ sich jeder Mensch. Heute geht es darum, die Bedeutung der Familie wie das Glück mit Kindern neu zu entdecken. Beides gehört zusammen. Beides ist aber auch zu unterscheiden. Für beides ist neues Zutrauen nötig. Ein Zutrauen zur Leistungsfähigkeit unserer Familien. Und ein Zutrauen zu einem Leben mit Kindern.

Solches Zutrauen speist sich aus inneren Haltungen, aus gemachten Erfahrungen und aus konkreten Maßnahmen, die eine Zukunft mit Kindern zuversichtlich in den Blick nehmen. Nur daraus kann eine Stimmung erwachsen und eine Grundeinstellung sich entwickeln, die zu Familien wie zu Kindern Ja sagt.

Wenn ich mich zu diesem Thema äußere, dann tue ich es aus einer christlichen und noch etwas profiliertes gesagt, aus einer evangelischen Perspektive. Und vorweg sage ich ganz klar: „Die“ Familie gibt

es nicht. Familie ist ein biologisches Phänomen, mit dem jede Person gesegnet ist und dem niemand entrinnt. Familie ist zugleich eine durch Beziehungen geprägte Institution. Familie ist immer dort, aber keineswegs nur dort, wo minderjährige Kinder sind. Familie ist immer dort, aber keineswegs nur dort, wo Menschen verschiedener Generationen am selben Ort Verantwortung füreinander wahrnehmen. Familie ist immer dort, aber keineswegs nur dort, wo Menschen verwandtschaftlich füreinander eintreten.

Glück – und auch Last – einer Familie erleben alt gewordene Schwestern, die, durch Hunderte von Kilometern entfernt voneinander getrennt, einmal in der Woche treu miteinander telefonieren. Familie erleben die in den USA studierende junge Frau und ihr E-Mails schreibender Großvater. Sie erlebt der bettlägerige Mann, der von seiner Schwiegertochter gepflegt wird. Glück – und auch Last – einer Familie erlebt das junge Paar, das sein erstes Kind erwartet und sich sorgt, ob es den neuen Herausforderungen gewachsen sein wird.

Familie ist nicht allein dort, wo Kinder sind; Familie haben alle. Wenn wir neu zur Familie ermutigen, dann meinen wir damit all die Formen, in denen die Generationen miteinander verbunden sind und Menschen füreinander Verantwortung wahrnehmen. Wir bejahen die Pluralität von Lebensformen; aber wir treten dafür ein, dass in diesen Lebensformen ein Lebensstil zur Geltung kommt, der Liebe und Freiheit, Verlässlichkeit und Verant-

wortung zur Grundlage hat. Deshalb hat der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) bereits vor vier Jahren in seiner Schrift *Was Familien brauchen* die Pluralität der familiären Lebensformen anerkannt, aber zugleich erklärt, warum insbesondere die durch Öffentlichkeit und bindende Rechtsbeziehungen bestimmte Institution der Ehe geeignete Grundlagen für dauerhafte Verbindlichkeit schafft. Der Schutz dieser Lebensform steht für den christlichen Glauben außer Zweifel. Er ist tief in der biblischen Botschaft verwurzelt. Er hat sich im Wandel der gesellschaftlichen Bedingungen bewährt. Dass Mann und Frau aufeinander hin geschaffen sind und sich in Liebe und Freiheit aneinander binden, ist eine bleibende Grunderfahrung. Sie wird durch den Respekt vor Menschen mit einer gleichgeschlechtlichen sexuellen Orientierung nicht infrage gestellt. Dass das dauerhafte Zusammenleben von Mann und Frau nicht nur rechtlich, sondern auch ethisch geschützt ist, bringen die Zehn Gebote im Verbot des Ehebruches klar zum Ausdruck. Dass Treue und Verlässlichkeit die Ehe bestimmen sollen, hat Jesus mit seinem Wort von der Unauflöslichkeit der Ehe eingepreßt; er hat das übrigens vor allem deswegen getan, um unter den Bedingungen seiner Zeit einer einseitigen Scheidungspraxis zu widersprechen, nämlich einer Praxis, die nur dem Mann das Recht zuerkannte, seine Frau zu „entlassen“.

Die beschriebene Grundhaltung zu Ehe und Familie hat Eingang in die Grundrechtsbestimmungen unserer Verfassung gefunden. „Ehe und Familie stehen unter dem besonderen Schutz der staatlichen Ordnung. Pflege und Erziehung der Kinder sind das natürliche Recht der Eltern und die zuvörderst ihnen obliegende Pflicht. [...] Jede Mutter hat Anspruch auf den Schutz und die Fürsorge der Gemeinschaft“, heißt es in Artikel 6 des Grundgesetzes.

Mit dieser Erinnerung soll keineswegs das fast schon klischeehafte Bild einer heilen oder gar heiligen Familie wieder belebt werden. Realistisch war dieses Bild nie; stets ist es mehr Wunsch denn Abbild, wie jedes Sittengemälde vergangener Familienformen zeigt. Doch zeigt sich auch in unserem Land, auch unter den gegenwärtigen Bedingungen plural gewordener Lebensorientierungen, ganz deutlich eine neue Sehnsucht danach, dass das Leben in Familien gewürdigt wird. Menschen schauen wieder nach gelingenden Beispielen dafür; ihre Suche trifft Gott sei Dank immer wieder auf einleuchtende Vorbilder. Man kann diese neue Sehnsucht nach der Familie übrigens auch sehr deutlich daran sehen, dass im Festkalender des Jahres dasjenige Fest Jahr für Jahr an Bedeutung gewinnt, das im herausgehobenen Sinn auch immer den Subtext hat, das Fest der Familie zu sein. Ich meine natürlich Weihnachten.

Es ist weit besser, diese Sehnsucht zu würdigen, als noch länger einzustimmen in die abfällige Rede von der Familie als Auslaufmodell, von der die letzten Jahrzehnte in Deutschland zu unserem eigenen Schaden weithin geprägt waren. Es ist an der Zeit für einen Neuanfang. Er beginnt damit, dass das Familienethos in unserer Gesellschaft einen neuen Rang erhält.

Familie als Beruf

Ich habe großen Respekt davor, dass neue familienpolitische Instrumente geschaffen werden. Instrumente, die darauf zielen, die Kontinuität der Lebensplanung auch dann zu sichern, wenn Kinder geboren werden. Das Elterngeld ist dafür ein Symbol. Die Vereinbarkeit von Familie und Beruf gehört ebenfalls in diesen Zusammenhang. Auch die neue Frage, wie die Gesamtsumme der staatlichen Transferleistungen zu Gunsten von Familien günstiger und zielgerichteter eingesetzt werden können, ist wichtig. Trotzdem

sage ich mit großem Nachdruck: Familienförderung hat es zuallererst mit mentalen Rahmenbedingungen zu tun. Die neue Grundeinstellung muss mit der Einsicht beginnen, dass Familie wieder als Beruf zu verstehen ist, und zwar als Beruf der ganzen Gesellschaft. So wie Wirtschaft und Wissenschaft, Politik und Recht, Kultur und Religion Aufgaben und Verantwortungsbereiche der ganzen Gesellschaft sind, so auch die Familie. Ohne Familie, in welcher Ausgestaltung/Gestalt auch immer, kann keine Gesellschaft leben. Kein Gemeinwesen kann die Leistungen an Solidarität, die in Familien erbracht werden, durch soziale Dienstleistungen ersetzen. Keine professionelle Sozialarbeit kann die soziale Kohärenz herbeiführen, die in Familien entsteht und gelebt wird. Das wissen Sozialarbeiter und Sozialarbeiterinnen am besten, die dort eingreifen müssen, wo Familie misslingt. Familie ist der Beruf der ganzen Gesellschaft. Sie ist aber auch als besonderer Beruf neu zu würdigen. Männer und Frauen, die sich aus freien Stücken darauf einstellen, Kindern beim Aufwachsen beizustehen, sollten nicht als „Aussteiger“ und „Aussteigerinnen“ betrachtet werden.

Männer, die für eine begrenzte Zeit aus ihrem Beruf ausscheiden, um sich dem Aufwachsen von Kindern zu widmen – und ich sage mit Absicht: Männer – sollten nicht erwarten müssen, dass sie von ihrem Chef mit dem Satz konfrontiert werden: „Das werden Sie aber noch bereuen.“ Dies ist einer der typischen professionellen Fehler, die gegenwärtig in der Personalverantwortung in Institutionen in unserem Land immer noch gemacht werden. Professionell genauso falsch ist übrigens die Haltung des Arztes, der beim Feststellen einer Schwangerschaft als Erstes die Frage stellt: „Wollen Sie es eigentlich behalten?“ Der Mentalitätswandel, den ich meine, hat es gerade damit zu tun, dass diese Schlüsselprofessionen in unserer Gesellschaft – Personal-

verantwortliche und Ärzte habe ich als Beispiele genannt – ihre Verantwortung für Familie wirklich wahrnehmen.

Bejahung des Lebens

Vom Eigenwert jedes Menschen, von der Gabe des geschenkten Lebens, von der Gnade, dass wir Geschöpfe Gottes sind, muss wieder die Rede sein in einer Gesellschaft, die Elternzeiten als Produktionsausfall und Schwangerschaften als Krankheit betrachtet. Ein Einstellungswandel ist nötig, der Ärzte dazu bringt, zunächst einmal die Freude über die Feststellung einer Schwangerschaft deutlich zum Ausdruck zu bringen, bevor andere Fragen gestellt werden.

Ein Einstellungswandel ist nötig, der Freiheit und Verantwortung wieder zusammenbringt. Eine innere Haltung soll sich ausbreiten, die jede Entscheidung zu Gunsten von Kindern zu würdigen weiß und Respekt vor unterschiedlichen Lebensformen wieder mit einem eindeutigen Ja zu Treue und Verlässlichkeit verbindet. Ein Lebensentwurf soll gestützt werden, in dem die Flexibilität gegenüber beruflichen Anforderungen mit den Verpflichtungen in Einklang kommen kann, die im persönlichen Lebensumkreis ihren Ort haben. Nur wenn jeder Mensch wieder in seinem Eigenwert geachtet wird, von den Kindern bis zu den Alten, nur wenn Gemein Sinn wieder gelebt wird, wird auch unsere Gesellschaft die Selbstachtung aufbringen, ohne die Zukunft nicht gelingen kann. Eine kindvergessene Gesellschaft lebt falsch. Das Problem fängt nicht erst mit der Frage an, was aus der Rente wird. Wer vielmehr mit dieser Frage beginnt, treibt auch noch den Letzten die Lust auf Kinder aus. Auch in den Zeiten, in denen Menschen um ihrer Alterssicherung willen auf eigene Kinder angewiesen waren, wurden die Kinder nicht im Blick auf das eigene Alter geboren. Geboren wurden sie, jedenfalls in der Regel, aus Lust und Liebe.

Doch die Unwägbarkeiten eines Lebens mit Kindern können nicht verschwiegen werden. Sie sind groß genug und müssen nicht zusätzlich gesteigert werden. Um vermeidbare Unsicherheiten einzugrenzen, wird nicht nur nach mentalen, sondern auch nach politischen Bedingungen der Familienförderung gefragt. Solange nur ein Elternteil verdiente, wurde nach dem Verdienstausschlag des anderen Elternteils nicht gefragt. Jetzt dagegen führt eine längere Familienphase zu einem drastischen Rückgang des Familieneinkommens; sie wird von vielen jungen Leuten heute als biografischer Kontinuitätsbruch befürchtet. Deshalb treten Berufstätigkeit und Kinderwunsch so oft gegeneinander. Und es ist legitim, der Frage nachzugehen, ob ein einkommensbezogenes Elterngeld diese Furcht vor einem dramatischen Wohlstandsverlust abmildern kann.

Die Einwände liegen auf der Hand: Einkommensbezogene Regelungen kommen den Besserverdienenden stärker zugute als anderen. Und: Manche besonders Klugen mögen zunächst warten, bis sie eine Gehaltsstufe erreicht haben, auf der auch das Elterngeld sich lohnt. Aber den Einschnitt zu verharmlosen, der mit der Geburt von Kindern verbunden ist, wenn das Familieneinkommen damit drastisch zurückgeht, wäre ein Zeichen von Weltfremdheit. Besser ist eine Regelung, die den Mut zur Familie und die Gerechtigkeit nicht gegeneinander ausspielt, sondern miteinander verbindet.

Die Fürsorge, von der hier die Rede ist, richtet sich besonders auch auf das ungeborene Leben. Im Jahr 2005 sind in Deutschland nur 676 000 Kinder geboren worden. Hätten nur die statistisch erfassten Schwangerschaftsabbrüche sich vermeiden lassen, wären es über 800 000 Kinder gewesen. In jedem Kindergarten mit fünf Gruppen müssen wir uns eine weitere sechste Gruppe für die Kinder hinzudenken, die wegen eines Schwanger-

schaftsabbruchs nicht geboren wurden. Wahrscheinlich ist die Zahl der Schwangerschaftsabbrüche eher noch höher, als es dieser Vergleich ausdrückt. Hinter solchen statistischen Zahlen verbergen sich stets individuelle Schicksale, die man respektieren muss. Aber dass sich in unserer reichen und auch mit Hilfsmöglichkeiten gut versorgten Gesellschaft nicht mehr Schwangere zum Austragen ihres Kindes entschließen und dass die Zahl der Abtreibungen nicht deutlicher zurückging, ist nicht hinzunehmen.

Verantwortung der Männer

Junge Leute sagen heute Ja zum Wert der Familie und hoffen auf Kinder. Jede Jugendstudie belegt das. Damit dieses grundsätzliche Ja in ihrem Leben weiter gefördert wird, brauchen sie Vorbilder, die auch selbst Ja zu Kindern sagen. Unter diesem Gesichtspunkt ist ein wichtiger Aspekt, der auch in der öffentlichen Diskussion in unserem Land oft vernachlässigt wird, die Frage nach der Verantwortung der Männer.

Wenn es um Familienförderung geht, rücken Männer wieder stärker in den Blick. Über viele Jahre galt der Gleichberechtigung der Frauen in Familie und Gesellschaft das Hauptaugenmerk. Das war dringend nötig; denn der Weg zu gleichen Rechten für Frauen war steinig und ist noch keineswegs zu Ende gegangen. Die Anerkennung der Familienarbeit kam deshalb nicht voran, weil in einem männlich dominierten Gesellschaftsbild allein die Erwerbsarbeit außerhalb des Hauses als produktive Arbeit gewürdigt wurde; Vorstellungen vom Familiengehalt oder von einer Rentenanwartschaft durch Familienarbeit, von einem Familiensplitting statt einem bloßen Ehegattensplitting hatten in einem solchen Klima keine Chance. Dabei ist es auch empirisch richtig, dass eine Frau, die Kinder aufzieht, damit ebenso zur Alterssicherung der Gesellschaft beiträgt wie eine Frau,

die auf Grund ihrer Erwerbsarbeit Rentenbeiträge bezahlt.

Noch immer hat sich nicht in ausreichendem Maße herumgesprochen, dass Erziehungsarbeit soziale Kompetenzen vermittelt, die auch im beruflichen Feld einen deutlichen Vorsprung in der sozialen Befähigung auch zum Umgang mit Konflikten und zur Wahrnehmung von Leitungsaufgaben zur Folge hat.

Die Gesellschaft, so sahen wir, darf nicht weiter kindvergessen leben; sie hat einen Beruf zur Familie. Das bedeutet aber nicht, dass jeder Einzelne von uns einen Beruf zur Familie hat. In der christlichen Kirche wurden Menschen, die sich zur Ehelosigkeit berufen sahen, immer geachtet. Unterschiedlich urteilen die Kirchen darüber, ob ein bestimmter kirchlicher Beruf mit der Pflicht zur Ehe- und Kinderlosigkeit verbunden werden darf oder muss.

Mit Kindern leben

Die Zahl der Singles steigt heute statistisch an. Aber die Statistik allein sagt nichts über die Zahl der Kinderunwilligen. Auch Singles haben Familie; auch Kinderlose nehmen an der Freude über Kinder teil. So hat das Patenamnt in unserer Zeit eine ganz neue Funktion gewonnen. Es wird zum Ausdruck der Mitfreude über die Kinder anderer, die geboren werden und aufwachsen. Es wird zu einer Form, in der auch diejenigen, die keine eigenen Kinder haben, mit Kindern leben und für sie Verantwortung wahrnehmen. Manche Elternpaare suchen die künftigen Paten schon während der Schwangerschaft aus und lassen sie an den Höhen und Tiefen der Schwangerschaft wie an den Planungen für die Zeit nach der Geburt teilhaben.

Die Gefahr einer kindvergessenen Gesellschaft ist dann gebannt, wenn es gelingt, immer wieder „mit Kindern“ zu leben, seien es die eigenen oder fremde, seien es Enkel oder Patenkinder. Wer dagegen verlernt, mit Kindern zu leben, ver-

steigt sich in den Wahn, er lebe für sich allein. Zu beachten bleibt: Die Zahl derjenigen, die sich in jungen Jahren Kinder wünschen, ist größer als die Zahl derer, die diesen Wunsch verwirklichen. Die Zahl der Kinderlosen, die im Nachhinein den Verzicht auf Kinder bedauern, ist höher als die Zahl derer, die dies unverändert für richtig halten. Der aufgeschobene und verspätete Kinderwunsch wird für viele zu einem Schlüsselproblem.

Die Verbesserung der Angebote für kleine Kinder wird oft als Schlüssel angegeben für die demografische Entwicklung. Das ist wichtig, obwohl ich leise hinzufüge, dass in den Bundesländern mit der höchsten sogenannten Betreuungsrate die Geburtenrate keineswegs am höchsten ist, obwohl gegenwärtig auch in den ostdeutschen Bundesländern die Geburtenrate wieder steigt.

Wo die Bereitschaft zu Kindern abbricht, hat das Folgen bis ans Ende des Lebens. Ob Menschen bis ins hohe Alter hinein in soziale Kontakte eingebunden bleiben, hängt entscheidend davon ab, ob sie eigene Kinder haben. Das Netz der Familie trägt noch im Alter. Ein neues Ja zu Familie in dieser Zeit ist ein Ja, wie es in den Zehn Geboten, beispielsweise im vierten Gebot, angesprochen ist: „Du sollst Vater und Mutter ehren.“ Damit wird ja nicht eine Gehorsampflicht der kleinen Kinder eingeschärft, sondern das Verhältnis erwachsener Personen zu ihren alt gewordenen Eltern beschrieben. Ein neues Familienverständnis ist an der Zeit, das Familie in Liebe und Freiheit, Verantwortung und Verlässlichkeit ermöglichen möchte.

Der Pluralität von Lebensformen begegnen wir mit Achtung und Respekt. Aber eine falsche Ängstlichkeit sollte daraus nicht folgen. Das beherzte Ja zu Ehe und Familie trägt keine Geringschätzung anderer Lebenssituationen in sich. Deshalb tritt unsere Kirche mit Nachdruck dafür ein und ermutigt dazu, dass Kinder

im Rahmen von Ehe und Familie aufwachsen können; sie bestärkt Eltern darin, in ihrem Lebensentwurf dem Aufwachsen von Kindern Raum zu geben und sich dafür Zeit zu nehmen. Nach wie vor wachsen mehr als drei Viertel aller Kinder bei ihren beiden leiblichen Eltern auf. Ein Kind zu bekommen ist keine Garantie und erst recht kein Rettungsanker für eine Partnerschaft. Aber für viele Paare ist es ein großes Lebensglück, das Aufwachsen ihrer Kinder gemeinsam zu erleben.

Die in unserer Verfassung verbürgte Grundhaltung gilt für Ehen ohne Kinder genauso wie für Ehen mit Kindern. Deshalb kann ich nicht einsehen, dass in der vorgesehenen Reform des Verfahrens in Familiensachen die einverständliche Ehescheidung bei kinderloser Ehe besonders erleichtert werden soll. Wenn eine solche einvernehmliche Ehescheidung allein durch eine übereinstimmende, notariell beurkundete Erklärung verwirklicht würde, dann würde dadurch die kinderlose Lebensabschnittspartnerschaft zu einem normativen Ehebild erklärt. Damit aber würde nicht nur das Ehescheidungsrecht fortentwickelt, sondern zugleich ein neuer Typus der rechtlich geschützten Lebensgemeinschaft auf Zeit eingeführt – und das unter dem Namen „Ehe“. Wer das will, trägt gewollt oder ungewollt zur weiteren Auflösung des Zusammenhangs von Ehe und Familie bei. Er fördert dadurch die weitere Erosion der Familie und regelt keineswegs nur eine Verfahrensfrage bei der Ehescheidung.

Neben aller Achtung vor kinderlosen Lebenssituationen und Lebensformen muss die Ermutigung treten, sich für Kinder zu entscheiden. Wer mit Kindern oder Enkeln zusammenleben darf, wird jeden Tag erfüllt von der Freude, Zeuge dieses Gottesgeschenkes in unserer Mitte zu sein. Bei mancher Mühsal des täglichen

Lebens wird er immer wieder angesteckt von der Unbeschwertheit, der Neugier, oft auch der heilsamen Infragestellung durch Kinder. Mit Kindern zu leben heißt ständig herausgefordert zu sein. Mit ihnen zusammen lernt man Dankbarkeit für die ganz kleinen und die ganz großen Dinge im Leben. Wer mit Kindern lebt, begegnet dem Wunder des Lebens und erfährt neu, was für ein Wunder auch das eigene, von Gott gegebene, behütete und geliebte Leben ist.

Das Leben mit Kindern ist ein Aufbruch. Sie machen die Anfänglichkeit und Unabgeschlossenheit des Lebens heilsam bewusst. Zu der Offenheit, die ein Leben mit Kindern mit sich bringt, gehören Unwägbarkeiten und Unsicherheiten. Auch deshalb ruft das Leben mit Kindern Glaubensfragen wach, bei Kindern wie bei Erwachsenen. Es ist ein Wagnis, das die Frage nach einem stabilen Grund stellt. Eine Gewissheit wird gesucht, in der das Ungewisse uns nicht in Angst versteinern lässt. Eine Kraft wird erbeten, die dazu ermutigt, sich auf Unsicherheiten einzulassen. Deshalb ist auch Erwachsenen das Gebet dann besonders nahe, wenn sie mit Kindern beten können.

Wenn wir über die Familie und den Mut zu Kindern reden, befinden wir uns in einem Dilemma: Selbst klarste Worte, beste Gründe und scharfsinnigste Argumentationen bringen keine Kinder in die Welt. Mit Worten lässt sich nicht erreichen, aber doch erbitten, was nottut: Mentalitäten zu verändern und zum Leben in Familien zu ermutigen. Und wenn alle, die Familie als Glück erfahren, dieses Glück nicht nur weitersagen, sondern auch weitertragen, dann werden wir eine gute Zukunft mit Kindern haben.

Gekürzte Textfassung eines Vortrages anlässlich der Wasserwerk-Gespräche der Konrad-Adenauer-Stiftung am 15. Mai 2006 in Bonn.